



„Erst dachte ich, du kaufst mir die Perlenkette bei einem Juwelier...“

Grabmal des toten Gottes

Holger Fuss

Norbert Bolz: Christentum ohne Christenheit. Matthes & Seitz. 142 S., Fr. 29.90

Die sich überschlagenden Nachrichten, wogenden Stimmungshysterien, Fake-Bezeichnungen und Wahrheitsanmassungen treiben uns oft an den Rand körperlich-seelischer Erschöpfung. Da verwundert es nicht, wenn eine Sehnsucht nach Verbindlichkeit und Wesentlichkeit wächst, und in beiden Worten schwingt etwas vom Diktum Karl Jaspers' mit: «Wahr ist, was uns verbindet.»

Worauf Jaspers uns hinweist, ist dieses geheimnisvolle Zwischen, das unser Dasein regiert und bedeutsamer ist als alle Faktizität. Für dieses Zwischen, das sich als «Zwischensein» im lateinischen Begriff *interesse* seinen Platz in unserem Alltag erobert hat, für das «Umgreifende» (Jaspers), gibt es allerlei Bezeichnungen. C. G. Jung hält es für existenziell brisant: «Die entscheidende Frage für den Menschen ist: Bist du auf Unendliches bezogen oder nicht?»

Kurzum: Die Frage nach Gott, die uns Judentum wie Christentum seit Jahrtausenden stellen, ist durchaus nicht verstummt. Auch Nietzsches Klage «Gott ist tot!» war bekanntlich mehr ein Weckruf denn eine Sterbeurkunde. Der Pastorensohn aus Röcken hat nicht das tatsächliche Entschlafen des Allerhöchsten festgestellt, sondern das Ermatten eines Empfindens für die göttliche Gegenwart unter den Menschen.

Mühle der Säkularisierung

Mit einem ähnlichen Befund betritt auch Norbert Bolz mit seinem neuen Buch die Bühne. Bolz, 71, hat sich als streitlustiger Medientheoretiker mit philosophischem Hintergrund einen Namen gemacht. Studiert hat er aber auch Religionswissenschaft und assistierte nach der Promotion dem Religionsphilosophen Jacob Taubes. Insofern ist der Essay für den protestantisch sozialisierten Emeritus Bolz eine Rück-

kehr zu seinen geistigen Ursprüngen. Lesenswert ist das Büchlein insbesondere deshalb, weil Bolz die übliche Sichtweise, wonach Aufklärung und Moderne das Religiöse bis zur Nichtigkeit verdaut hätten, auf den Kopf stellt. Bei Bolz ist das Christentum Motor und Taktgeber der Moderne – gerade weil sich der Modus der Nachfolge Christi aus dem zeitgenössischen Lebensstil weitgehend verabschiedet hat.

Laut Bolz hat das Christliche durch die Mühle der Säkularisierung Tausende neue Gesichter angenommen und wurde so zum Gencode der Moderne. Die von Paulus erst kreierte Glaubensfigur mit den zentralen Topoi Kreuz und Auferstehung sind für Bolz Ausgangspunkt einer Entwicklungslinie, die über das Erwachen des Individuums hin zum Fortschritt als «Schlüsselkonzept der Neuzeit» und einer säkularisierten Zivilreligion als «Schwundstufe eines Christentums» führt.

Im Laufrad der Ernüchterung

Für Bolz ist die westliche Kultur «das Grabmal des toten Gottes». Eine entscheidende Wendung zur Verweltlichung unternahm die Reformation, die er «eine kopernikanische Wende zur Innerlichkeit» nennt. Luther war es, der das Christentum in der Morgensonne der Neuzeit verbürgerlicht und mit dem Diesseits versöhnt hat. Bis dahin war ein Christ angehalten, die Welt nicht

Stets will der Mensch im Namen eines Besseren dem Jüngsten Gericht vorgreifen.

allzu ernst zu nehmen. Tatsächlich entstand im Kielwasser der Innerlichkeit eine Figur, die in ihrem Furor bis heute lebendig geblieben ist: der sich moralisch selbst überschätzende Gut Mensch, der sich anmasst, die Erbsünde individuell zu überwinden.

Schon Hegel hatte die Ursache für das gräulichste Eiferertum, das wir als Hypermoralismus kennen, in einer «widernatürlichen Ausdehnung des Umfangs der Liebe» gesehen. Odo Marquard sprach später von der «Übertribunalisierung der menschlichen Lebenswirklichkeit». Stets will der Mensch im Namen eines Besseren dem Jüngsten Gericht vorgreifen und ist doch nur von schnödem Eigennutz getrieben.

Im Laufrad humaner Ernüchterung bleibt der Mensch eine Geisel seiner selbst, solange er das Sirren des Laufrads für den Klang der Freiheit hält. «Die restlos entmythologisierte, entzauberte Welt der modernen Aufklärung ist die Welt des Alltags», resümiert Norbert Bolz. Aber es bleibt «die Frage, ob die Menschen ohne eine Beziehung zu einer anderen, übernatürlichen Welt, also zu einem Absoluten, leben können». Lorient würde wohl antworten: «Ein Leben ohne Mops ist möglich, aber sinnlos.» Und Gott hätte dröhnend gelacht.

Lotse durch die Literatur der Schweiz

Esther Scheidegger Zbinden

Charles Linsmayer: Die andere Schweizer Literatur. Ein Lesebuch. Theo-Gut-Verlag. 634 S., Fr. 43.90

Der NZZ-Kritiker nannte Charles Linsmayers Buch eine «Zauberbox». Man könnte es auch ein «Kopfkissenbuch» nennen, in dem allabendlich zu stöbern sich lohnt. Die Textportionen sind gerade recht für den sinnvollen Tagesausklang. Denn der unglaublich produktive Zürcher Literaturförderer und -kritiker Linsmayer stellt fünfzig «vergessene» Schweizer Autorinnen und Autoren vor.

Die fünfzig treten auf mit Originaltexten, dazu Interpretationen von Linsmayer und Porträts des Freiburger Malers Claudio Fedrigo. Er und Linsmayer enthüllen die Persönlichkeit, die Werkhintergründe, aber auch die Stimmung der Texte. Das Schöne an diesem Buch: Es macht Lust zum Weiterlesen, selbst wenn man den Autorennamen noch nie gehört hat.

Mit der linken Schweizer Literatur machte einst Siegfried Unseld in seinem Suhrkamp-Verlag 1960 bis 1980 Furore. Linsmayer edierte von 1980 bis 1983 praktisch im Alleingang den «Frühling der Gegenwart». 1987 startete er «Reprinted by Huber». Der berühmte Werner Weber klassierte diese Bücher verächtlich als «Literatur für das Dienstmädchen in uns». Ungeachtet der politischen Anfeindungen, die damals noch vom Kalten Krieg angehaucht waren, betreute Linsmayer 1989/90 das «Weisse Programm Schweiz» für Suhrkamp.

Grossartige einsame Gestalten

Linsmayers Auslese der «anderen Schweizer Literatur», die er hier vorlegt, greift weit aus: vom schreibenden Piloten Walter Ackermann (1903–1939) bis zu William Wolfensberger (1889–1918), von Maurice Chappaz (1916–2009) und Corinna Bille (1912–1979) bis zu Rudolf Jakob Humm (1895–1977). Oder erinnern Sie sich an Otto Steiger (1909–2005)? Er war als Radiosprecher die offizielle Stimme der Nation für Radio Beromünster. 1942 publizierte er in der «Gildenbibliothek der Schweizer Autoren» – auch so eine längst versiegte Quelle – den Roman «Sie tun, als ob sie lebten».

Die wenigsten Leserinnen und Leser kennen heute noch Autorennamen wie Suzanne Derieux, Alfred Fankhauser, Anna Felder, Edmond Fleg, Orlando Spreng, Gertrud Wilker – Linsmayer hat sie aus dem Dunkel der Bibliotheken und Antiquariate geholt, gelesen, interpretiert und neu präsentiert und damit nur selten anständig Geld verdient. Demnächst wird der Lotse durch die Schweizer Literatur des 20. und

21. Jahrhunderts, der Fremdenführer in einem verschwiegene Reich, achtzig Jahre alt.

Das «Kopfkissenbuch» leistet noch etwas weiteres: Längst in literarischen Schubladen abgelegte Autoren wie der Kleriker Heinrich Federer muten nach knapp vier Buchseiten Linsmayer-Exegese plötzlich wieder modern an. Grossartige einsame Gestalten wie Friedrich Glauser, Giovanni Bonalumi, Alfred Fankhauser, Cilette Ofaire treten wie mit neuen Profilen hervor. Und das alles, weil Charles Linsmayer eines Tages beschloss, seine Passion in den Dienst der – wohlgerneht: viersprachigen – Schweizer Literatur zu stellen.

Wie ein wilder Hund

Mathias Haehl

Caspar und Zoë Jenny: Die Nachtmaschine – Matthyas Jenny: Ein literarisches Leben. Zytglogge. 344 S., Fr. 33.90

Es sind die grossen Dinge des Lebens, die den Literatur-Aficionado umtrieben; sein Sohn Caspar schreibt: «Sexualität und Tod, das sind die Themen, die bei meinem Vater immer wiederkehren. Dann Sucht, Einsamkeit, missglückte Liebe, Beziehungslosigkeit.» Der Basler Verleger und Autor, Buchmessegründer und Buchhändler Matthyas Jenny (1945–2021) war ein Getriebener; er arbeitete rastlos, auch nachts: für

seinen Verlag Nachtmaschine und an eigenen Texten. René Schweizer charakterisiert ihn im Buch, das seine beiden Kinder Caspar und Zoë veröffentlicht haben, so: «Menschen wie Matthyas Jenny verzweifeln Tag für Tag aufs Neue. [...] Wie jeder Suchende erlebte er Gipfel des Wohlergehens und Abgründe des Schreckens. Ab und zu erscheint er in den Trinkerhöhlen und säuft sich die Welt vom Leib.»

Filmreife Tragödien

Was tragisch klingen mag, war Antrieb für ein reiches kulturelles Leben. Die Biografie von Jennys Kindern ist dicht, sprachlich zurückhaltend und faktenbezogen geschrieben. Seine Texte, die sie zitieren, ragen dabei heraus, denn er selber schrieb, wie er lebte – wie ein Beatnik. Als Unangepasster war er stets auf der Flucht, rastlos im Auto fahrend und auch mal schlafend. Unterwegssein, Musikhören und Rauchen waren für ihn Freiheit.

«Unfalltod, Drogentod, Liebestod, das sind die Todesarten, die meinen Vater literarisch beschäftigten», schreibt Tochter Zoë, 50, die selber sechs Romane und zwei Kinderbücher verfasst hat. Ihr Riesenerfolg «Das Blütenstaubzimmer» zeugte 1997 von der aufregenden Jugend mit ihrem alleinerziehenden Vater. An einer Lesung sagte sie unlängst: «Er lebte wie ein wilder Hund.» Die Kinder erzählen einzigartige Anekdoten. Von Waffen der Brigade Rosse unter Zoës Bett, von einem zu Hause versteckten RAF-Mörder, von Angst und Depressionen. Die Jennys haben in ihrem Umfeld filmreife Tragödien durchgemacht.

Jenny litt und zerstörte sich selbst, mit 76 Jahren starb er elendiglich in einer Einzimmerwohnung an Krebs. Zoë erinnert sich: «Die Verzweiflung, die aus den Zeilen spricht, und die ozeanische Traurigkeit sind kaum zu ertragen.» Seine Mutter hatte ihm auf dem Sterbebett zugeflüstert: «Es ging so schnell vorbei, vergess mich nicht.» Matthyas Jenny soll das nicht passieren: Die Kinder haben von ihrem Vater viel Unpubliziertes gefunden und suchen dafür einen Verleger.

Jenny förderte Rolf Lappert («Nach Hause schwimmen»), gab Helmut Hubachers «Wortmeldungen» und indianische Widerstandsschriften heraus. William S. Burroughs trank in Jennys chaotischer Küche Unmengen Whisky. Mit Günter Wallraff erhielt Jenny den Jäggi-Preis 1986 – und dennoch legte er sich mit der

Als Unangepasster war Jenny stets auf der Flucht, rastlos im Auto fahrend und auch mal schlafend.

Schweizer Behäbigkeit (nicht nur) im Literaturbetrieb immer an: «Die Avantgarde der Strasse fand in der Nachtmaschine ihr Exil.» Jenny war ein unermüdlicher Kämpfer für die Literatur: «Poesie hat doch ihren Platz in dieser brutalen, technisierten, rein materiell eingestellten und völlig verängstigten Welt.» Seine Tochter Zoë dankt ihm: «Mein Vater hat mir keine Häuser und kein Vermögen vererbt, aber die ganze lesbare Welt. Seine neu entdeckten Texte sind ein Geschenk.»



Ein Getriebener: Verleger und Autor Jenny.